

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 11

Artikel: Die Karnevalsnacht der Indios
Autor: Holm, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Winterabend über der Stadt

Schläfrig liegt die Stadt im dunklen Grunde.
Winternebel schleicht durchs graue Tor.
Eine Glocke ruft die Abendstunde,
Straßenschein schaut grämlich müd empor.

Talwärts huscht ein Licht durch Wälderwehren,
Lischt im Wald und blizt dann wieder auf,
Stutzt verschüchtert an den scharfen Rehren
Und beschleunigt eilig seinen Lauf.

Und nun hör ich auch das Schellenklingen:
Stillen Tore lenkt die Bergpost zu.
Noch das Echo will am Hange singen,
Zittert leise — und geht auch zur Ruh.

Martin Schmid

Die Karnevalsnacht der Indios

Dort, wo Weiß und Schwarz aufeinanderprallen, sich zermürben und ergänzen, das ist Bolivien. In keiner anderen Stadt der Welt stoßen modernstes Kulturleben und echte, unverfälschte, von Zivilisation unberührte Wildheit grell und unvermittelt so zusammen, wie in La Paz. Man sieht Männer und Modedamen, die aus einer prunkhaften Auslage eines Modegeschäftes des Boulevard d'Opera in Paris gestiegen zu sein scheinen; daneben leucht ein Indio, der braune, eingeborene Sohn dieser Erde, unter schwerer Last. Auf seinem Kopfe hat er eine Zipfelmütze aus Baumwolle, farblose, schleißige Lumpen umhüllen den sehnigen, mageren Körper, seine Füße stecken in zerrissenen Sandalen oder Schuhen, deren aufgesetzte Flecke und geplakte Nähte von der entsetzlichen Armut ihres Trägers künden. Cholas gehen vorüber, Mischlinge weiblichen Geschlechts, die den Stolz ihrer spanischen Väter mit der zügellosen Ungebundenheit und Nomadentwildheit ihrer indianischen Mutter vereinen. Sie sind in vielfarbige, schreiende Gewänder gehüllt, tragen einen spiegelnd lackierten, weißlich-gelben Strohhut und gehen in modernen, spitzen Schuhen mit hohen Stöckeln einher. Ihr pechschwarzes Haar, im Nacken lose zu einem Knoten verschlungen, fällt über die breiten, kräftigen Schultern. Greise, weißhaarige Indios, von denen man behauptet, daß sie hundert und mehr Jahre alt seien, schreiten wie rüstige Männer, treiben Lamas, feilschen

und kaufen im Markado oder sie sitzen in philosophischer Ruhe im Schatten eines Baumes und lassen das ruhelose Leben der modernen Welt an sich vorübergleiten. Banken, Großhandels Häuser, marmorne, weiße Villen, Dome, Paläste und Sandsteinhaufen, das ist La Paz.

Aber das Bild dieser sonderbaren Stadt ändert sich zur Karnevalszeit. Alle Häuser, alle Gaststätten, jede Indianerhütte wird geschmückt. Auf den Gassen ist ein Leben, ein trunkenes, ausgelassenes Leben und Jauchzen. Amerikanische Mineningenieurere fahren in prunkvoll geschmückten Autos, Abenteurer aus aller Herren Länder kommen da zusammen, Aufseher, Antreiber, Vorarbeiter spielen in krankhafter Lustigkeit die Herren. Und der Indio — der Sohn einer großen Vergangenheit — der in unsagbar armen Hütten wohnt und das ganze Jahr hindurch das kostbare Erz der Minen schürft, taumelt wie ein Fremdling durch dieses Fest. Aber die Jahrtausende alte, blühende Kultur ist in ihm noch nicht vergessen. Die gespenstische, feierliche Herrlichkeit der Inkazeit erwacht, als das Karnevalstreiben am wildesten aufschäumt. „Entrada del Inkas“, das ist der Einzug der Inkas am letzten Sonntag des Karnevals. An diesem Tage wäscht der Inka die Pomade aus dem modisch gescheitelten Haar, er wirft Kleider, Schuhe und Leinenhemden, die Erzeugnisse der modernen Kultur, ab und kramt aus alten Truhen uralte Kostüme hervor, schmückt sich wie

einst seinen Ahnen, mit silberumrahmten Masken und Götterkränzen, grellfarbigen Kleidern aus Alpaccawolle, wie sie heute nirgends mehr zu haben sind, mit Kürassen aus Pumasfell und Hüten in den phantastischsten Formen. So geht ein langer Zug herrlich stolzer Gestalten durch die Straßen dieser modernen Stadt; sie treiben geschmückte Maultiere vor sich her, die über und über mit Silberfäden behangen sind, Töpfe, Geschirre aus schwerem, getriebenem Silber. Geschrei braust auf, Gebrüll tost vielstimmig, an lang vergangenes Herrentum erinnernde Zügellosigkeit wirft die letzten Fesseln ab. Dazwischen schluchzen und schrillen die hohen Töne der uralten indianischen Flöten. Die Frauen gehen in Kleidern, zehn-, zwölf- und mehrfarbig übereinander, die sich wie Krapsen bauschen und bei tanzenden, drehenden Bewegungen ein herrliches Farbenspiel ergeben. Triumph, Kindlichkeit, lebendig gewordener Ahnenstolz verklären die Gesichter. Schneeweiße Zähne leuchten in maßloser Freude, tänzelnd und zierlich setzen sie die Schritte, edel ist das Winken

und Kreisen ihrer Arme, aus dem Stil der Kleider und des Schmuckes geboren, den sie tragen. Und in ihrem Blute schäumt, wenn auch nur für einen kurzen, trügerischen Tag, die vielgestaltige, farbenprächtige Freiheit der versunkenen Inkakultur, die keine Silbermine, keine elende Hütte, kein modernes Seidenkleid, kein artfremder Alltag je zu ersticken vermochte.

Am nächsten Morgen ist der Spuk vergangener Jahrhunderte vorüber. In nüchternster Entzauberung werden die Kleider in muffige Holztruhen versperret. Der Indio zieht wieder seine elenden, schmutzigen Kleider an, fährt mit Azethylenlaternen in die tropfigen, finsternen Gänge und Schächte des Sacavon ein, gräbt und hämmert, stoßt und hackt, sein ganzes Leben lang für ein paar lumpige Zentavos. Und an einem Tag, da fährt er aus dem Stollen, dann wirft er ab sein schmutziges graues Kleid, wirft ab die Zivilisation eines Jahrhunderts, dann öffnet er die Truhen und gehört einen Tag lang seinen Ahnen. Die letzte Karnevalsnacht — das letzte Fest der Indios.

Peter Holm (La Paz)

Wir müssen und wir können den Obstertrag steigern

Warum wir nichts unterlassen dürfen, um im Herbst 1943 eine wesentlich größere Obsternte zu erzielen, bedarf wohl angesichts der schweizerischen Ernährungslage keiner besondern Erörterung. Die Intensivierung der Bodenproduktion allein genügt nicht, wir sind je länger desto mehr auch auf den Obstbau angewiesen, dessen Früchte ein wertvolles und bekömmliches Nahrungsmittel darstellen.

Die Frage, ob sich erhebliche Mehrerträge erreichen lassen, wird von den zuständigen Stellen bejaht und mit Zahlen bewiesen. Genau geführte Versuche haben gestützt auf während eines Jahrzehntes gemachten Erfahrungen ergeben, daß ein nach neuzeitlichen Methoden behandelter Baum im Jahresdurchschnitt 91 Prozent mehr Äpfel brachte als ein unbehandelter Baum, der im Abstand von einigen Jahren geschnitten und nie be-

Gut gepflegter Baum

